

«Sag, wie hast du's mit der Behinderung?»

Gretchenfragen zur schulischen Integration von Kindern mit Behinderung

Die schulische Integration von behinderten Kindern in Regelklassen soll helfen, Ausgrenzung zu verhindern. Eine Untersuchung zeigt nun, welche Einstellungen nichtbehinderte Kinder zu diesem Thema haben. Die Ergebnisse überraschen.

Claudia Wirz

Die schulische Integration von behinderten Kindern und Jugendlichen in Regelklassen soll nach Möglichkeit gefördert werden. So will es der Gesetzgeber in verschiedenen kantonalen Volksschulgesetzen und auch im «Bundesgesetz über die Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen».

Jenseits der Norm

Behinderung ist allerdings ein weites Feld. Sie ist nie eine Norm, sondern eben gerade eine Abweichung davon. Im schulischen Kontext ist es etwas anderes, ob ein Kind sogenannt lernbehindert ist, ob meist sozial begründet ist, ob bei einem Kind das Gehör oder die Sehkraft beeinträchtigt ist oder ob eine geistige oder körperliche Behinderung vorliegt.

Regula Stillhart vom Heilpädagogischen Zentrum Hagendorn im Kanton Zug ist Experte für Kinder mit geistiger Behinderung. Der Kanton Zug setzt auf die integrative Schulung, wobei jeweils der Rektor der gemeindlichen Schule darüber entscheidet, ob ein bestimmtes Kind an einer bestimmten Regelschule aufgenommen werden kann.

Stillhart ist überzeugt vom Modell der integrativen Schule in Zusammenhang mit geistig behinderten Kindern. Zurzeit gibt es im Kanton Zug gut 50 Kinder, die aufgrund einer geistigen Behinderung den Sonderschulstatus attestiert bekommen haben und eine Regelschule besuchen. Eine medizinische Diagnose liege in den wenigsten Fällen vor, sagt Stillhart, vielmehr werde die geistige Behinderung bei Verdacht extern anhand eines IQ-Tests ermittelt. Liege der IQ unter 75, gelte dies als geistige Behinderung.

Für die Eltern, sagt Stillhart, sei dieser Befund in der Regel ein Schock, und bei den meisten Eltern bestehe der Wunsch, das Kind in die Regelklasse zu



Roman Burri hat das Down-Syndrom und besucht eine Regelschule in der Stadt Zürich.

VERA MARKUS

integrieren. Dann sitze man zusammen und suche gemeinsam die beste Lösung.

Weil der IQ nicht eine starre Grösse ist, sondern sich verändern kann, legt man im Heilpädagogischen Zentrum Hagendorn nicht nur auf die Integration grossen Wert, sondern auch auf die Durchlässigkeit von Sonder- und Regelklassen. Ein Kind soll von der Sonderschule in die Regelschule wechseln können und umgekehrt, sofern dies alle Beteiligten als richtig erachten. Entscheidend sei die Entwicklung des Kindes.

Ein grosser Teil der als geistig behindert eingestuft Kinder und Jugendlichen geht im Kanton Zug in die Regelschule. 47 von ihnen begleitet das Zentrum Hagendorn zurzeit. Wie Stillhart sagt, erfolgt die Integration in der Regel reibungslos. Es sei durch Studien belegt, dass der Lernerfolg der Klasse von einem behinderten Mitschüler nicht gestört werde. Vielmehr habe die Integration positive Auswirkungen auf die anderen Schülerinnen und Schüler, etwa in Bezug auf die Sozialkompetenz.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, die Kinder selbst nach ihrer Meinung dazu zu fragen. Genau das hat ein Forscherteam vom Institut für Schule und Heterogenität an der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz in Luzern getan. Die Forscher fragten nichtbehinderte Kinder, wie sie den Ausschluss von behinderten Kindern beurteilen. Befragt wurden 463 Kinder vom Kindergartenalter bis zur 6. Klasse. 242 Kinder stammten aus integrativen Klassen, 221 aus nichtintegrativen.

Die Kinder wurden dabei so befragt, dass sie moralische Überlegungen mit Eigeninteressen abwägen mussten, zum Beispiel im Rahmen einer hypothetischen schulischen Situation: Die Schüler sollen in Dreiergruppen Rechenaufgaben machen. Eine Gruppe sucht noch ein Kind. Wen wird die Gruppe wählen? Die Kinder mussten voraussagen, ob sich die Gruppe für oder gegen das geistig behinderte Kind entscheiden würde. Insgesamt wurden sechs verschiedene Situationen skizziert, neben dem schuli-

schon auch im sportlichen und auserschulischen Kontext. Auch wurde nach verschiedenen Behinderungsformen gefragt. Mit Nachfragen wurde die moralische Erörterung zugespitzt.

Die Ergebnisse zeigen, dass die grosse Mehrheit (89%) der befragten Kinder den Ausschluss von behinderten Kindern als falsch beurteilt. Die meisten begründen dies mit moralischen Überlegungen. Aber das Bild ändert sich, sobald die Kinder aufgrund der skizzierten Situationen konkrete Entscheidungen vorhersagen mussten.

Nur etwas mehr als die Hälfte der Kinder (53%) erwarten, dass die Gruppe das behinderte Kind wählen würde. Begründet wurden diese Entscheidungen entsprechend weniger moralisch, dafür mehr gruppen- und leistungs-spezifisch. Steht also das anerkannte Anliegen der Integration in Konflikt mit den eigenen Interessen oder denjenigen der Gruppe, rechnet fast die Hälfte der Kinder mit dem Ausschluss des behinderten Kameraden. Zwar konnten ins-

besondere die älteren Kinder in Bezug auf die Behinderungsform differenzieren und sahen ein, dass der Ausschluss eines geistig behinderten Kindes in einer schulischen Situation etwas anderes ist als der Ausschluss eines körperbehinderten. Doch die Forscher zeigten sich überrascht, dass dieser Effekt nicht deutlicher ausfällt.

Interessant ist, dass sich in dieser Studie der Einfluss der integrativen Schule nur schwach manifestiert. Die Kinder aus den integrativen Klassen entschieden zwar «behindertenfreundlicher» als die anderen, aber nur geringfügig. Laut Forscher Luciano Gasser heisst das aber nicht, dass Integration nicht funktioniert, sondern dass sie nicht automatisch funktioniert. Die rein physische Integration von behinderten Kindern in die Regelschule reiche nicht aus, so sein Schluss. Sie müsse angemessen begleitet werden. Nach wie vor werde Leistung hoch gewertet, sowohl von Eltern wie von Lehrpersonen, meint Gasser. Das Forscherteam plädiert daher für eine stärkere Förderung moralischer und sozialer Kompetenzen.

Ausschluss durch Einschluss?

Urs Haerberlin hält emeritierter Professor für Heilpädagogik und einer der Vordenker der Integrationsidee in der Schweiz. Ausgerechnet er warnt vor übertriebener Euphorie. Ihm missfällt der Umstand, dass schulschwache, sozial benachteiligte Kinder aus bildungsfernen Familien genauso als «behindert» gelten wie Kinder mit starken Schädigungen des Gehirns oder schweren Mehrfachbehinderungen.

Haerberlin hält fest, dass die schulische Integration bei der ersten Gruppe die Chancengleichheit beim Zugang zur Berufsbildung nachweislich verbessern könne. Bei der zweiten Gruppe aber sei dies nicht möglich. Die integrative Schulung könne für diese Kinder keine Chancengleichheit herstellen. Ihr Weg führe vielmehr oft in geschützte Werkstätten und Wohngemeinschaften von Behinderten, also in die Exklusion statt Integration. Ausserdem stellt Haerberlin fest, dass mit zunehmendem Schulalter insbesondere geistig behinderte Kinder aus dem Klassenverband ausgeschlossen werden und darunter leiden. Ihre schulische Integration sei nur sinnvoll, sagt er, wenn sich die tradierten Vorstellungen von Bildung und Erfolg in Beruf und Gesellschaft radikal verändern.

Der steinige Weg ins Klassenzimmer der Regelschule

Der Besuch einer Regelklasse ist für behinderte Kinder und ihre Eltern oft ein Kampf

Für ein Kind mit Beeinträchtigungen ist nicht nur das Desinteresse mancher Lehrperson ein Problem. Auch falsche Rücksichtnahme oder gnadenlose Mitschüler können belastend sein, berichten betroffene Eltern.

Stephanie Lahrtz

Clara, Sabine, Christoph und Moritz besuchen eine ganz normale Primar- oder Sekundarschule.* Doch bedingt durch körperliche und/oder geistige Beeinträchtigungen haben sie dort mit speziellen Problemen zu kämpfen. Clara und Moritz haben von Geburt an einen schweren Herzfehler, Sabine hat Epilepsie, Christoph das Down-Syndrom.

Angst vor Neuem

Wie auch beim mittlerweile erwachsenen hörbehinderten Kai wollten alle Eltern sowie die Jugendlichen selber zusammen mit den Freunden aus dem Kindergarten in dieselbe Schule gehen. Später mussten sie sich ja auch in die normale Welt weitgehend integrieren, Jobs finden und möglichst selbständig leben, betonen die Eltern. – Doch das System Schule sei trotz jahrelangen Dis-

kussionen noch nicht wirklich parat für eine Integration von Kindern mit Handicap, ist nicht nur Christophs Mutter überzeugt. Das habe mehrere Gründe. Meist hätten Lehrpersonen wie auch Schulleitung Angst vor der Frage, was genau dieses Kind an spezieller Förderung benötige oder wie man mit den durch die Krankheit bedingten Schwierigkeiten im Einzelnen umgehen solle. Schliesslich besäßen die Lehrpersonen in der Regel keine spezielle Ausbildung für den Umgang mit beeinträchtigten Kindern, betont Christophs Mutter. Somit wolle nicht jede Schule ein solches Kind aufnehmen, erzählt Claras Mutter.

Als keineswegs einfach schildern auch fast alle Mütter die eigentlich als Hilfe gedachte und auch dringend benötigte Unterstützung der eigenen Kinder durch eine Heilpädagogin oder einen Heilpädagogen. Diese Zusatzkraft arbeitet mit den Kindern je nach den Vorschriften des jeweiligen Kantons entweder regelmässig für einige Stunden pro Woche oder nur je nach Bedarf. Doch nicht immer habe die Absprache zwischen der regulären Lehrperson und der Zusatzlehrerin funktioniert, berichten die Mütter. So wurde die Heilpädagogin beispielsweise nicht darüber informiert, welcher Stoff gerade durchgenommen wurde. – Problematisch wird es vor allem bei einem

Schulwechsel, wie immer wieder zu hören ist. Da nun der örtlichen Regelschule die Bereitschaft fehlt, Clara in die Oberstufe zu übernehmen, und die Eltern zudem das Gefühl haben, eine Schule mit speziell geschulten Pädagogen könne dem Lerntempo und den Bedürfnissen der Tochter besser gerecht werden, wird das Mädchen ab Herbst die Regelschule vorerst verlassen. Auch für Moritz könnte dies eine Option werden. Bei der Entscheidung für die weiterführende Schule berichten alle Betroffenen von dem Balanceakt zwischen gut funktionierender sozialer Integration und der Suche nach einem Ort mit bestmöglicher individueller Förderung.

Viel Sensibilität nötig

Wie wichtig es für Kinder mit einem Handicap ist, dass Lehrer wie Schule bereits Erfahrung mit solchen Kindern und ihren sehr individuellen Bedürfnissen haben, zeigt das Beispiel von Kai. Mit der tatkräftigen Hilfe einer der Schule bekannten Therapeutin haben die Eltern den Besuch eines Privatschuljahres durchgesetzt. Da er dort nicht das erste Kind mit einem Hörschaden war, erfüllten die allermeisten Lehrer seine speziellen «Wünsche», wie viel an die Tafel zu schreiben oder nur mit speziellem Mikrophon zu unterrichten. Kai

hat letztes Jahr die Matur abgelegt. Auch Christophs Eltern berichten von durchgehend sehr engagierten Lehrern, so dass ihr Sohn tatsächlich in den Schulalltag integriert ist und gefördert wird.

Ohne Frage ist es für Lehrer sehr schwer, nicht nur ständig auf die Tagesform des kranken oder behinderten Kindes zu achten, sondern darüber hinaus auch den richtigen Umgangston zu finden. So kann für die Kinder selbst die wohlmeinende ständige Betonung von Ausnahmeregelungen wie weniger Lernstoff oder Aussetzen der Lernzielkontrolle in einem Fach seitens der Lehrperson negative Auswirkungen haben. Denn wer hört schon gerne ständig vor der ganzen Klasse: «Den Stoff musst du ja gar nicht wissen, du bist ja noch nicht so weit.» Gerade zu Beginn der Pubertät werde jede Form von Exotenstatus zu einer grossen seelischen und somit oft auch gesundheitlichen Belastung, berichten die Mütter übereinstimmend.

Wie gefährlich Desinteresse seitens der Lehrperson werden kann, musste Sabine erleben. Sie wurde von Klassenkameraden gehänselt, man demolierte ihre Sachen, und sie wurde einmal sogar tätlich angegriffen. Erst ein gemeinsamer Auftritt von Eltern, Schulpsychologin und Therapeuten brachte die Lehrkraft dazu, diese Attacken zu thematisieren und Sanktionen auszusprechen.

Kinder würden oft alles Andersartige als schlecht auffassen und daraus die Rechtfertigung zu Angriffen ableiten, ist Sabines Mutter überzeugt. Sie bekämen es ja oft auch so vorgelebt.

Klare Kommunikation

Alle befragten Eltern sind aufgrund eigener Erfahrungen wie auch jenen im Bekanntenkreis davon überzeugt, dass der Schulerfolg von Kindern mit Beeinträchtigungen in weitaus grösserem Mass vom ständigen Einsatz und von der täglichen Betreuung durch die Eltern abhängt als bei «normalen» Gleichaltrigen. So müsse man zum einen zu Beginn jedes Schuljahrs Lehrer wie auch Eltern der Klassenkollegen jeweils genauestens über die Bedürfnisse des eigenen Kindes informieren. Zum anderen seien ständig detaillierte Absprachen zwischen Eltern, Sonderpädagogen und Lehrern – sowie dann die Kontrolle der Einhaltung derselben – nötig. Vielen fehlt eine zentrale Anlaufstelle, welche Informationen über spezielle Hilfsangebote wie auch Tipps für die Organisation des Schulalltags liefert. Der Besuch einer Regelschule könne nur gelingen, wenn tatsächlich alle Beteiligten sich dafür tatkräftig einsetzten.

* Alle Namen von der Redaktion geändert.